



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

An jenen Morgen und an jenen Abend, noch mehr aber an die Frau des Hauses muß ich denken, wenn ich mir vorstelle, wie es jetzt im Reuterhause aussehen mag. Wie ganz anders hat es sich Luise Reuter gedacht in ihren letzten Erdentagen, wie anders hat es dem Geiste derer vorgekündet, die die irdische Hülle der edeln Frau zur letzten Ruhestätte begleiteten. Und auch durch meine Seele klingt wie eine trauernde Frage: „Ach wie ist's möglich dann!“



Litteratur

Zeitpossen. Fünf amerikanische Mädchen, angeblich Schwestern (aber wem liegt dabei an dem Stammbaum?), zogen durch die Großstädte Europas und tanzten. Ganz gleich gekleidet in taillenlose Babykleidchen mit langen schwarzen Strümpfen, tanzten sie Absinth, Cognac, Whisky usw. und singen dazu, was man nicht zu verstehen braucht, weil es sich für gewöhnliche Menschen anhört wie Kinderlieder, und den tiefern Sinn wird man gern den Kennern zu genießen überlassen. Dieser Hochgenuß stieg in Paris einem dichtenden Vikonte zu Kopfe, und so entstand: Die Barrisons, ein Kunsttraum von Pierre d'Aubecq, worin allerlei Betrachtungen über das Weibliche angestellt werden in der bekannten überkünstelten Impressionistenprosa. Sie nehmen dann die Form von Halluzinationen an, schildern verschiedene weibliche Erscheinungen und werden, damit das große Nichts nach etwas mehr aussieht, für die Gimpel als „blutigste Satire auf die große, pathetische Tugendlüge unsrer Tage“ ausgebaut. Ehe sie noch französisch in Paris erschienen, sind sie für Deutschland in Wiener Litteraturdeutsch übersetzt herausgegeben worden (Berlin, Schuster und Loeffler), und Verfasser, Herausgeber und Verleger sind in gleicher Weise überzeugt, daß sie dem deutschen Leser etwas sehr wertvolles darbringen, indem sie alle drei nachdrücklich „Zitate ohne Gänsefüßchen“ verbieten. Angenehm ist es nicht, sie jedesmal hinzumalen, und der Leser muß sie sich gefallen lassen. Wie wäre es, wenn wir beide sie ansähen wie die Handschuhe, die man sich angezogen hat, um gewisse Dinge, mit denen man zu thun hat, sich nicht unmittelbar an die Haut kommen zu lassen? — Uns erscheint der französische Vikonte und seine „Dichtung“ viel weniger merkwürdig als die deutsche Bearbeitung und manches, was mit ihr zusammenhängt. Pierre d'Aubecq, dessen Wappen und mordsmäßig häßliches Porträt abgebildet werden, ist nämlich nur der Bastard eines Vikonte, der, von seinem Vater verstoßen, als Büroarbeiter seine Tage fristete, bis ihn ein ansehnliches Vermächtnis in die Lage brachte, ganz „seinen Künsten“ zu leben, er heiratete dann „zum Schrecken der edlern Rassen eine Korbflechterstochter“ und hat bis jetzt einen Band Gedichte („Lieds“) und drei ebenso pikante Kleinigkeiten erscheinen lassen. Im Kreise der Seinen ist er bald zu einer gewissen Berühmtheit gekommen. Man weiß, daß in Frankreich ein solcher Kreis in Wirklichkeit sehr klein ist, und daß die Berühmtheiten schnell wechseln, denn die meisten wollen nur einen neuen Eindruck, und dann ist für sie die betreffende Erscheinung abgethan. Es wäre auch wirklich nicht zu sagen, worin bei dieser neuen „Dichtung“ das Besondere, das Auszeichnende liegen soll, als höchstens in einzelnen Ausdrücken, die als „Gefühlsextrakt, der das Medium des Gehirns nicht kennt,“

einigen Eindruck machen können, dem einfachen Nachdenken sich aber zu neun Zehnteln als geschmackloser Unsinn erweisen, sodaß vielleicht nur ein Zehntel neuer, treffender Ausdruck für irgend eine Sache übrig bleibt. Dieser Freude am Wort und an der Form bis zur Spielerei und zum beinahe Sinnlosen verdankt es ja dieser ganze französische Litteraturimpressionismus, daß er sich überhaupt hält. Die Gleichstrebenden schützen und stützen, wen sie einmal unter sich zugelassen haben, aber auf den Einzelnen kommt kein langer und kein großer Ruhm, weil ihrer zu viele sind. Der Franzose pflegt auch, wenn er einmal lobt, sehr den Superlativ zu gebrauchen, weil er sich wieder an dem Stil seines eignen Lobeshymnus als einer selbständigen Schönheit freut. Aber er weiß genau, wofür er diese ganze Dogologie zu nehmen hat, und keinem Einsichtigen würde, wenn er ernsthaft an die wirkliche Litteratur mit seinen Gedanken geht, dabei einer von jenen Eintagsvögeln einfallen. Nun kommt der Deutsche, der nur einen ganz kleinen Teil dieser Litteratur wirklich kennt, und verbeißt sich mit einer Liebe, der alles, was ihr unbekannt ist, originell erscheint, in einen einzelnen französischen Autor, mit dem er glücklich ist in eine Art Verkehr treten zu dürfen. Er versteht alle jene Superlative wörtlich, hält seinen Bastard nicht nur für einen echten Vikomte, sondern auch den Wortemacher für einen Dichter, läßt sich von ihm schreiben, daß wenn die Deutschen ihm, Herrn d'Aubeq, wegen seiner „Schweinigelei“ Vorwürfe machen, sie „die Portion Schwein, die sie so gern den Künstlern und andern Franzosen andichten, recht eigentlich in sich selbst tragen,“ und küßt zum Dank dafür „der Frau Vikomtesse“ noch obendrein „nach echt wienerischer Art die Hand“ (Besten Appetit! Der Seher). Dies also, daß Herr Anton Lindner, der Herausgeber, zu seinen Lesern in einem so hohen, ernsthaften Stil von den Nichtigkeiten, mit denen sein hochgeborener Autor sie langweilt, spricht, kommt uns als das Merkwürdigste an dem übrigens ausgesucht kostbar ausgestatteten Buche vor. Denn daß der Vikomte von „unserm großen Henri Heine“ redet, und daß die deutschen Staatsanwälte ein „fascinirendes Blatt, unsre liebe Frau au cochon“ und ähnliches als Abbildungen nicht freundlich angesehen haben würden, daß diese daher durch andre Bilder für das deutsche Publikum ersetzt werden mußten, finden wir ganz begreiflich. Sie und da hätten wir wohl auf den Gedanken kommen können: soll da einer zum Besten gehabt werden? Aber où est la dupe? Dem Leser kostet's höchstens seine paar Mark, er riskirt, wie es scheint, weniger als der Verlag. Aber nein, der Herausgeber meint's dann wieder völlig ernsthaft. So z. B. schreibt im Text zu einer dieser für deutsche Leser eingelegten Abbildungen der „Vikomte“ unter anderm: „Man tastet mit zitternden Fingern, in Gedanken natürlich, an diesem kleinen, melodischen Stubbsnäschchen empor, man tastet auch hinab und über das Rinderkinn hinweg und freut sich an den Arabesken des reizvoll geschlungenen Seidenbandes und an dem Glitterglanz des zierlich gerafften Busenflors, der fast wie japanisches Topapier zwischen den Fingerspitzen vibriert und prickelnd wie Weihrauch in die erschauernden Sinne fährt.“ Hierzu bemerkt der Herausgeber wörtlich: „Im Anschluß an diese Empfindungsnuancen und um die heimliche Harmonie der Stimmungen, wie sie in arabeskenhafter Willkür aus diesen Blättern taumeln, auch äußerlich zu dokumentiren, wurde jedes der beigegebenen fünf Bilder mit kaiserlich japanischem Topapier geschmückt.“ Au pied de la lettre, nennt so etwas der Franzose. Sagen wir lieber hier: Aufmerksamkeit deutsche Bedienung!

Carlyle und Nietzsche. Romische Zusammenstellung, nicht wahr? Der eine hat Ehrfurcht vor „dem, was unten ist,“ der andre nur vor sich selbst, der eine läßt nur gelten, was der Mensch für andre thut, der andre erklärt allen

Sozialismus für Schwäche und Dummheit. Trotzdem schreibt ein Theologe ein Buch: Th. Carlyle und F. Nietzsche, wie sie Gott suchten, und was für einen Gott sie fanden, von F. G. Wilhelmi (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht). Daß sich Carlyle von dem kirchlichen Christentum los sagte und von sich aus eine religiöse Weltanschauung mit einem Gott mitten darin widerstand, ist bekannt. Nun soll die Ähnlichkeit zwischen ihm und Nietzsche im Religiösen liegen. Nietzsches „gottes hungrige und gottesdürstige Seele“ habe zwar „den Gott nicht wiedergefunden,“ aber er sei „religiös“ (S. 23). Beide sollen „religiöse Naturen“ sein (S. 29). Nietzsche sei „nicht geradezu ein Erzieher zum Christentum,“ aber er „vertrete das rechte evangelische Verhältnis von Tugend und Glück“ (S. 52). Sollte man es für möglich halten, daß so etwas ein christlicher Theologe schreibt, mag seine Lehre von Gott auch noch so frei sein? Er wird mir vorwerfen, ich hätte seine Sätze aus ihrem Zusammenhange gerissen. Gewiß! Und ich will ihm gern zugestehen, daß, was er in seinem Buche über Carlyle ausführt, zutreffend ist, daß auch andre freisinnige Theologen, die der Verfasser anführt, vor ihm nach bessern und tiefern Instinkten bei Nietzsche gesucht haben, endlich auch, daß, wenn man sein Buch liest, man wohl sieht, wie er, psychologisch, zu seiner wunderbaren Parallele gekommen ist, und daß jene Sätze im Zusammenhange seines sonderbaren Buches sich nicht ganz so wunderbar ausnehmen, wie sie an und für sich sind. Aber trotzdem bleibt es dabei, daß die Ähnlichkeiten zwischen seinen beiden Männern in Gegensätzen bestehen; genau so paradox wie das klingt, so disparat sind auch die zwei Seiten seines Buches, und wenn er es sich zutraute, über Nietzsche etwas zu lehren, so hätte er diesen Zweck sicherlich besser erreicht, wenn er Carlyle dabei aus dem Spiele gelassen hätte. Ganz seltsam aber ist es, daß er Dinge für seine Ähnlichkeitstheorie in Anspruch nimmt, die Nietzsche vielmehr aus Carlyle genommen und in seiner Art verarbeitet hat, so Carlyles Heroenkult, seinen Edelmenschen, der aufsteht und die andern zu beherrschen, die Vorliebe für das Alte Testament, das Spruchartige und das Imperative des Ausdrucks usw. Wer könnte sich denn Carlyle entziehen, der ihn viel gelesen hat, und das hat Nietzsche früher gethan. Er hat ihn sogar zuerst verehrt und ist ihm gefolgt, und dann, als er über ihn hinauswuchs, hat er ihn weggeworfen und schimpft auf ihn, wie er es mit so vielen gemacht hat, mit Richard Wagner, den englischen Sensualisten, Herbert Spencer usw. Das müßte doch jemand wissen, der über Nietzsche schreibt! Aber ist es denn immer noch nötig, daß ernsthafte Männer ihn als Philosophen und Propheten kommentiren? Ist er denn so schwer verständlich? Nach meiner Kenntnis seines Lebens an dessen entscheidenden Punkten ist mir immer ein Wort sehr treffend vorgekommen, das der verstorbene Bilroth in einem seiner Briefe ausspricht: Man hat ihn gewogen und zu leicht befunden — nämlich in Basel in seiner Professur. Nietzsche nennt einmal Carlyles Weltanschauung sehr häßlich „ein zurückgetretenes Mittagessen.“ Seine eigne mit ihrer ganzen vielbewunderten Schriftstellerei könnte man unbefriedigte und zurückgetretene Eitelkeit nennen. Gefällt sie jemandem, subjektiv, gut, darüber ist nicht zu streiten, und ebenso wenig darüber, daß er ein ungemein reich begabter Geist war. Aber will man ihn erklären, wissenschaftlich-biographisch verstehen, so versuche man es doch einmal mit jener Formel. Man kommt weiter damit, als wenn man solche Bücher schreibt.

Neues von Heinrich Seidel. Das Talent zum Glück ist zu allen Zeiten viel seltner gewesen, als die Leute gewöhnlich glauben, besonders die, die unsere Zeit als die von allen guten Geistern verlassene, trostlose, materialistisch-pessimistische

verfeßern wollen und behaupten, erst jetzt, bei unsrer modernen Hast und Unruhe, bei unsrer Genußsucht und Friedlosigkeit sei der holde Genius des Behagens am Dasein entschwunden. Man kann von den ältesten Zeiten her Stimmen sammeln, die über die Erbärmlichkeit des Menschenwesens klagen und gerade ihre Zeit als die gottverlassenste hinstellen.

Das Talent zum Glück ist die herrlichste und darum nicht gerade häufigste Mitgift fürs Leben. Es bedeutet nichts Geringeres als die Fähigkeit, aus allen Blüten des Lebens Honig zu saugen, Freude und Behagen auch aus unscheinbaren Quellen zu schöpfen, auch in enger Sphäre, auch inmitten von Nöten und Jährnissen sich die Heiterkeit der Seele zu bewahren, bei eigener Armut ohne Neid auf das Prassen und Schlemmen der andern zu sehen, Entbehrungen und Enttäuschungen nur als Hintergrund gelten zu lassen, von dem sich das sonnige Dasein nur desto leichter abhebe, und das Gleichgewicht des Innern, auch wenn es durch das Vernunftwidrige der Thatsachen ins Schwanken geraten ist, immer wieder herzustellen. Wer diese köstliche Fähigkeit, die meist angeboren ist, aber auch erworben werden kann, besitzt, der segelt unter der Flagge des sieghaften Humors, der trällert immer heiter vor sich hin, was Seidel allen seinen Erzählungen als Motto hätte vorsetzen können:

Ach, es giebt doch noch gute Dinge:
Nachtigallen, Rosen und Schmetterlinge,
Goldnen Wein und roten Mund
Und ein Herz, frisch und gesund.

Die Leutchen, die Seidel darstellt, verstehen meist die Kunst zu leben aus dem Grunde; sie sind eben ausgestattet mit dem Talent zum Glück. Seine köstlichste Gestalt voll unverwüßlichsten Sonnenscheins im Innern ist Leberecht Hühnchen; er ist die Herzensgüte und Genügsamkeit selbst und ein wahrer Virtuos der Fähigkeit, sich an dem Harmlosesten und Unscheinbarsten zu erfreuen. Aber da ist auch der Herr Dr. Havelmüller, der sich auf seinem kleinen Besitztum bei Tegel reich wie ein Krösus dünkt, da ist ferner der „gute alte Onkel“ mit seiner aufopfernden und zahlreiche Reffen und Nichten umspannenden Liebe, da ist vor allem — der Erzähler selbst und sein Freund Johannes (Trojan), die sich einen kindlichen, fröhlichen Sinn bewahrt haben und die unbeschreiblichsten Freuden einheimfen bei Dingen, an denen die große Mehrzahl der Menschen achtlos und verächtlich vorübergeht. Man spürt es, wenn sich die beiden aufmachen und durch den Buchenwald an der Ostsee oder durch die Heide oder durch den märkischen Sand und seine Nichten bei Tegel dahinstrolchen: sie kommen aus dem Genießen gar nicht heraus. Hier ist es ein kleiner bunter piepender Vogel, der ihr Herz lachen macht, dort ist es eine seltne Blume, ein Käfer, dort ein Stein zum Ausruhen am Bache, und was es dergleichen schöne Dinge sonst noch in der Natur giebt; man muß sie nur finden können, man muß sich nur leiten lassen von einem schlichten, fröhlichen Herzen, einem warmen Gemüt, einem offenen Auge und einem scharfen Ohr, und man ist allenthalben beglückt und zufrieden.

Wer das Talent zum Glück verloren hat im Drange des Lebens, der kann es wiederfinden, wenn er sich einmal in Heinrich Seidels Erzählungen versenkt. Er wird unsre habgierige, gnußsüchtige Zeit vergessen, wenn er liest von den genügsamen, prächtigen Menschen, deren Appetit ebenso gesund ist wie ihre Lebensanschauung, von den drolligen Käuzen, den sonderbaren Träumern; nur selten begegnet ein Erzknicker wie Eugen Kniller, oder ein Erzklügner wie Hans Hinderlich, selten ein gruseliger Leichenmaler oder gespensterhafte Erscheinungen wie die Nebel-

drofsche u. a. m. Meist ist heller Sonnenschein, waltet Frohsinn, erblüht Lebensglück ohne Kämpfe, ohne Wirrnisse.

Gewiß hat das Talent Seidels auch seine Schranke; es umspannt nicht die Weiten der Erde und die Tiefen des Lebens; aber gerade im Gegensatz zu unsrer überspannten Tagesliteratur wirkt es beseligend, so wie das Rauschen des Baches, wie das Trillern der Lerche, wie das Wehen des Windes im Frühlingslaube. Es ist nichts Aufregendes oder Prickelndes in seiner geistigen Atmosphäre, nichts von dem, was man jetzt „modern“ nennt; in dem Reiche des Humors, in das er uns versetzt, walteten einst E. Th. A. Hoffmann, Jean Paul, Fritz Reuter, Fiedling, Dickens, auch Chamisso, Hauff, Mörike, Storm, Keller.

Das tritt auch in dem vor kurzem erschienenen liebenswürdigen vierzehnten Bändchen wieder hervor: Die Augen der Erinnerung und Andres (Leipzig, Liebeskind, 1897). Es ist Julius Stinde gewidmet und führt das Motto: „Die Welt ist neunmal schlechter, als die einen ahnen, und zehnmal besser als die andern annehmen.“

Auch hier blüht das Talent zum Glück. Selbst der erblindete Fabrikherr findet seinen Gleichmut in den „Augen der Erinnerung,“ mit denen er in der Vergangenheit lebt, und mit denen er alles sieht, was er einst gesehen und in seinem kleinen Reiche geschaffen hat. Das „Andres“ berichtet von Dingen, die dem Leser der frühern Bände schon bekannt sind, von dem „Wirtshaus zur Strandbistel,“ von Wanderungen mit Freund Johannes, von dem Wiedersehen der Heimat. Drollig ist die Skizze von „Polly Seidel,“ von den Schicksalen des Haushunds; echt Seidelschen Humor zeigt „Ein Tag aus dem Büroleben“ und „Das Zauberflavier“; an das Novellistische streift die kleine Studie aus dem Malerleben „Sonnenuntergang bei Tegel.“

Wer Heinrich Seidels Art von früher her lieb gewonnen hat, der wird dem Erzähler immer wieder gern lauschen. Auch in diesem Bändchen, das übrigens auch ein paar nicht üble Gedichte enthält.

A. B.

Spamers Illustrierte Weltgeschichte. Neunter Band. Geschichte der Neuesten Zeit II (1808—1852). In dritter Auflage bearbeitet von Dr. Konrad Sturmhoefel. Mit 308 Textabbildungen, sowie 12 Beilagen und Karten. Leipzig, Otto Spamer, 1897

Diesem letzten Bande des schönen Werkes muß zu besonderm Verdienste angerechnet werden, daß die Darstellung der darin erzählten, uns schon so nahe berührenden Ereignisse nirgends vom Parteigeiste beeinflusst erscheint und in einer durchaus gesunden politischen Anschauung wurzelt. Abschnitte wie die über den Widerstand der Nationalitäten gegen die napoleonische Weltreichidee, über die wirtschaftliche und soziale Entwicklung Englands und die Bewegung von 1848 können als Musterleistungen einer gesunden University Extension empfohlen werden. Unter den Faksimiles befinden sich so wertvolle wie die Abdankungsurkunde Napoleons, und bei den Illustrationen sind auch die Anfänge der politischen Karikatur nicht zu kurz gekommen. Der „tolle Görres“ S. 216 ist wohl ein zu starker Ausdruck, und wenn auf S. 504 nach einer kurzen Charakteristik Heinrich Heos gesagt wird: „Auf ähnlichem Standpunkte stand Adolf Menzel,“ so finden wir das wenigstens sehr ungenau. Unter Byrons Werken wird S. 303 „das Mysterium Cain“ angeführt; hier ist das erste Anführungszeichen zu weit nach vorn gerutscht.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig